

Brigitte Blobel  
Zwischen Bagdad und nirgendwo



Brigitte Blobel

*Zwischen Bagdad  
und nirgendwo*



cbj ist der Kinder- und Jugendbuchverlag  
in der Verlagsgruppe Random House



**FSC**

Mix

Produktgruppe aus vorbildlich  
bewirtschafteten Wäldern und  
anderen kontrollierten Herkünften

Zert.-Nr. SGS-COC-1940

[www.fsc.org](http://www.fsc.org)

© 1996 Forest Stewardship Council

Verlagsgruppe Random House FSC-DEU-0100

Das für dieses Buch verwendete

FSC-zertifizierte Papier *Munken Premium*

liefert Arctic Paper Munkedals AB, Schweden.

Gesetzt nach den Regeln der Rechtschreibreform

1. Auflage 2007

© 2007 cbj Verlag, München

Alle Rechte vorbehalten

Lektorat: Burkhard Heiland

Umschlagfoto: Plainpicture, Hamburg

Umschlaggestaltung: init.büro für gestaltung, Bielefeld

SK · Herstellung: WM

Satz: Uhl + Massopust, Aalen

Druck: GGP Media GmbH, Pöbneck

ISBN: 978-3-570-12955-5

Printed in Germany

[www.cbj-verlag.de](http://www.cbj-verlag.de)

*Bagdad*



## 1. Kapitel

Said«, bittet die Mutter, »bleib heute zu Hause! Ich hab in der Nacht Schüsse gehört. Hier ganz in der Nähe, in unserem Viertel. Du musst nicht in die Schule gehen, wenn du Angst hast.«

Said lacht. Niemals würde er vor seiner Ummi, vor seiner Mutter, zugeben, dass er Angst hat. Er ist fünfzehn, er ist zusammen mit Achmed von der Tamuz-Brücke in den Tigris gesprungen, er hat die schwere Yamaha von Achmeds Bruder gefahren, nur ein, zwei Kilometer, aber immerhin. Er hat bei einem Ausflug in die Berge mit seinem Großvater zum ersten Mal ein Jagdgewehr in der Hand gehalten und die Hand hat nicht gezittert! Er hat damals die riesigen Adler gesehen, hoch oben in der Luft, wie sie majestätisch und aufmerksam über ihm ihre Kreise zogen, als er in der Felswand hing. Er hat doch keine Angst!

Said ist stark.

»Ich werde die Lehrerin anrufen«, bettelt seine Mutter. »Ja, ich werde sie anrufen und ihr sagen, du bist krank. Du hast Bauchschmerzen. Oder irgendetwas anderes tut dir weh. Egal. Sie wird erraten, weshalb ich das tue. Sie hat auch einen Sohn, sie wird das verstehen.«

»So ein Unsinn, Mama!«, ruft Said. »Wie stehe ich dann in der Klasse da? Und was willst du morgen sagen? Und übermorgen?«

Jetzt mischt der Vater sich ein. Sein Kopf steckt hinter seiner Zeitung, wie jeden Morgen beim Frühstück. Unter dem Tisch hat er die Beine ausgestreckt, er trägt keine Schuhe, nur weiße Tennissocken, die sein Bruder ihm manchmal aus Berlin schickt. Said hat seinen Onkel Bassam zuletzt gesehen, als er acht Jahre alt war. Der Onkel besuchte sie ab und zu, damals, vor dem Krieg. Ein großer Mann mit dickem Bauch. Onkel Bassam schickt eine ganz besondere Sorte Tennissocken, aus hundert Prozent reiner Baumwolle, wie man sie in Bagdad seit dem Krieg nicht mehr kaufen kann. Aber auch davor, während des Embargos, das die Amerikaner über den Irak verhängt hatten, konnte man so etwas nur selten in Bagdad kaufen. Es ist, als würden sie leuchten, die weißen Socken auf dem dunkelgrauen Küchenboden aus Stein.

»Lügen bringt nichts, absolut nichts«, knurrt Said's Vater. »Wenn wir zu lügen anfangen, werden wir nie mehr damit aufhören können. Ich nehme dich mit wie jeden Tag.«

Alwa, Said's Mutter, ist einmal eine so schöne Frau gewesen, dass mindestens zehn Studenten ihrer Universität sie heiraten wollten. Das erzählt Said's Vater immer wieder, wenn er sie aufmuntern will. Said kann es nicht glauben, wenn er seine Mutter ansieht. Ihr Gesicht wird vor Furcht und Sorge immer fahler, ihre Haut wie durchsichtig, und fast jeden Tag könnte Said mehr Falten auf ihrer Stirn zählen. Als Saddam Hussein noch an der Macht war, hat seine Mutter sich auch gefürchtet. Vor der Macht und



der Brutalität der Geheimpolizei. Alwas Schwester und ihr Schwager waren von Saddams Leuten hingerichtet worden, weil man sie erwischt hatte, als sie Satellitentelefone aus dem Libanon in den Irak schmuggeln wollten, Telefone, die nicht abgehört werden konnten. Alwas Vater musste sterben, weil er einen Witz auf Saddam Hussein gemacht hatte, wie er es gerne tat, weil er Saddam für einen Wahnsinnigen hielt, einen Verbrecher, der ins Gefängnis gehörte.

Das Problem war, dass Alwas Vater diesen Witz über Saddam auf dem Marktplatz erzählt hatte, als er bei seinem Freund Melonen kaufte, überall auf dem Markt gab es Spitzel, und er wurde auf der Stelle verhaftet. Ihre Brüder sind beide im ersten Golfkrieg gefallen. So lebt von ihrer großen Familie kaum jemand mehr.

Als die Amerikaner kamen und Saddam Hussein stürzten, hatten sie gehofft, dass das Leben besser wird. Aber jetzt, nach diesem Krieg, bekämpften sich die Sunniten und die Schiiten im Land und alles wurde nur immer schlimmer.

»Aber es ist doch keine Lüge!«, ruft Alwa verzweifelt. »Ich spüre doch, wenn mein Sohn Angst hat! Ich hab doch gehört, wie er geschrien hat, als da draußen Schüsse fielen.«

»Das waren keine Schüsse«, sagt Saids Vater. »Du hast dich verhört, dieses Viertel ist ruhig, das weißt du. Sie brauchen uns, diese Schiiten, damit der Staat, in dem sie nun einmal die Mehrheit haben, funktionieren kann. Hier passiert nichts, uns passiert überhaupt nichts.« Saids Vater, Dr. Mehmet al Hariri, ist Dozent an der Medizinischen Fakultät der Universität von Bagdad.

»Ach, Mehmet«, seufzt Alwa, »ich bin so müde. Wann hört das alles endlich auf.« Sie stellt ihren Teller zur Seite, legt den Kopf auf den Tisch. Als sie eine Bewegung mit den Armen macht, stößt sie den Teebecher von Saida's Vater vom Tisch.

Said sieht im Zeitlupentempo, wie der Tee aus dem Becher herausschwappt und sich in der Luft hält, während das Gefäß schon auf dem Boden zerschellt, sieht, wie die braune Flüssigkeit sich wie eine Welle über die weißen Socken seines Vaters ergießt.

Said ist heute mit seinem Freund Achmed verabredet, nach der Schule wollen sie an den Fluss. Es heißt, dass vor einem Lastwagen eine Bombe explodiert und die ganze Ladung in den Tigris gekippt ist. Eine ganze Lastwagenladung mit nagelneuen Handys!

Said und Achmed sind gute Schwimmer und tauchen können sie wie Delfine, sie wollen nach den Handys suchen, die auf den Grund gesunken sind. Vielleicht funktionieren die Geräte ja noch, auf jeden Fall wird es ein Spaß. Die Polizei hat das Gebiet bestimmt nicht mehr abgesperrt, die ist längst an einer anderen Unglücksstelle. In Bagdad gibt es davon jeden Tag neue.

Sein Vater zieht die Hosenbeine hoch – er trägt immer einen dunklen Anzug, wenn er eine seiner Vorlesungen an der Universität hält. Und zu den dunklen Hosen eben weiße Tennissocken. Said findet das gut.

Said weiß, dass dies das letzte heile Paar Strümpfe ist, er hatte seine Eltern darüber sprechen hören, als er sich im Bad die Haare kämmte.

Die Teeflecken gehen bestimmt nicht raus, nicht aus einem Gewebe hundertprozentiger Baumwolle. Außerdem

tut sein Vater sich Kardamom und Zimt dazu. Je einen Teelöffel. Eine bräunlich-trübe Brühe ergibt das ...

Dieses Geräusch, wie der Keramikbecher auf dem Steinboden in hundert kleine Teile zerspringt. Dieser hohe scharfe Knall, wie ein Schuss. Alle zucken zusammen.

»Ach, Mehmet«, schluchzt Saids Mutter, »das wollte ich nicht!«

Der Becher war grün, mit einem schmalen gelben Streifen am Rand und kleinen gelben Vögeln an den Seiten. Als Said sich nach den Scherben bückt, kommt es ihm vor, als wäre keiner der Vögel ganz geblieben. Von einem fehlt ein Flügel, vom anderen der Kopf, ein Vogel hat keine Beine mehr, dem anderen ist der Schnabel abgeschlagen.

Er sammelt alle Teile behutsam in seine Hand und legt sie auf den Küchentisch neben die Schüssel mit der sauren Milch.

Saids Vater ist ein eleganter Mann. Er kleidet sich immer sorgfältig, geht einmal in der Woche zum Barbier, um sich den Bart stutzen zu lassen. Einen dichten schwarzen Schnurrbart, der genauso glänzt wie seine Haare, in die sich schon silberne Fäden ziehen ... Seit es zu gefährlich geworden ist, in den Tennisklub zu gehen, und er keinen Sport mehr treibt, hat er zugenommen. Jetzt spannen die Hemden über seinem Bauch. Das ist ihm peinlich, und er versucht deshalb oft, den Bauch einzuziehen. Er schaut auf seine schmutzigen, feuchten Füße, zieht das linke Bein an, rollt die Socke vom Fuß, zieht dann das rechte Bein an.

»Wer bringt mich nun in die Schule?«, mault Said. »Ich komm zu spät. Oder soll ich mit dem Fahrrad fahren?«

»Untersteh dich!«, sagt sein Vater mit Nachdruck, die nassen Socken in der Hand. »Das ist viel zu gefährlich!«

»Ich werde die Strümpfe waschen, du wirst sehen, sie sind nachher wie neu.« Alwa nimmt Saids Vater die Strümpfe ab, legt sie sich auf die Knie und streicht sie glatt, wie mechanisch, immer wieder. Sie lächelt. In ihren schwarzen Perlengaugen schimmern Tränen. Said mag es nicht, wenn seine Mutter weint. Er mag es viel lieber, wenn sie lacht. Aber er kann sich gar nicht mehr erinnern, wann er sie zum letzten Mal lachend gesehen hat.

»Deine Mutter bringt dich.« Saids Vater hält anklagend sein Hosenbein hoch, auf dem nun auch dunkle Flecken sichtbar sind. »Ich muss mich umziehen.«

»Macht nichts«, sagt Alwa hastig, »ich krieg das raus. Leg alles auf das Bett, ja? Ich bin in einer halben Stunde zurück. Zieh den grauen Anzug an.«

»Ist gut«, sagt Saids Vater und geht auf bloßen Füßen aus der Küche, Said hört das Patschen der nackten Vaterfüße auf dem Fußboden im Flur.

Auf der Treppe hört er ihn nicht mehr, die Treppe ist auch aus Stein, aber einem anderen Stein, irgendwie wird das Geräusch der Schritte verschluckt. Das Haus hat drei Etagen. Unten sind die Waschküche, die Küche und das Wohnzimmer, in dem auch Besucher empfangen werden. Im ersten Stock sind das Bad und das Elternschlafzimmer, daneben die Bibliothek und das Arbeitszimmer seiner Mutter – sie arbeitet ehrenamtlich für ein Hilfsprojekt von UNICEF, das sich um Waisenkinder kümmert. Kinder, deren Eltern im Krieg umgebracht worden sind.

Alwa hat arabische Geschichte studiert, sie liebt die großen arabischen Dichter. Al-Muhallabi, oder al-Maari, der

mit vier Jahren erblindete und trotzdem studierte, hier in Bagdad, vor tausend Jahren. Und am liebsten mag sie Abu Nuwas, den Dichter am Hof des Harun al-Raschid, des legendären Kalifen der Stadt.

Im oberen Stockwerk des Hauses gibt es nur ein Zimmer, das gehört Said. Und von dem Zimmer geht eine Tür ab, die auf die Terrasse führt.

Im Sommer, wenn es unerträglich heiß wird, so heiß, dass man es tagsüber kaum aushält, mit offenen Augen das Haus zu verlassen, weil man glaubt, die Augäpfel würden schmelzen in der Gluthitze – in dieser Zeit verbringen sie die Nächte da oben auf der Terrasse. Abends, Stunden nach Sonnenuntergang, wenn der erste kühle Abendhauch durch Bagdads Straßen weht, breiten sie Teppiche auf der Terrasse aus und schlafen dort, unter den Sternen. Jedenfalls wurde es früher so gemacht, als Frieden war. Said denkt oft daran zurück ...

Als die Badezimmertür über ihnen geht, auf und wieder zu, seufzt seine Mutter, legt Said die Hand auf den Kopf und sagt: »Na, dann komm. Ich bring dich zur Schule, du gibst ja doch keine Ruhe.«

Das Garagentor ist nur von innen zu öffnen. Eine Sicherheitsangelegenheit. Überhaupt ist ihr Haus gut gesichert. Die Gegend, in der sie wohnen, grenzt an Sadr City, das früher Saddam City hieß, in dem fast ausnahmslos Schiiten wohnen. Said und seine Familie gehören zu der Religionsgemeinschaft der Sunniten. Die hatten unter Saddam, der auch Sunnit war, die Macht im Staat und unterdrückten ihre schiitischen Gegner mit allen Mitteln. Aber dennoch gab es auch unter den Sunniten viele, die gegen

Saddam und sein Terrorregime Front gemacht haben. Auch Saids Eltern waren nie mit jemandem aus Saddams Clique befreundet, sie haben sich da immer herausgehalten. Doch jetzt, nach dem Sturz des Diktators, machen die Schiiten Jagd auf die Sunniten, ihre einstigen Peiniger, und sie machen keinen Unterschied, ob einer früher für oder gegen Saddam war. So kam es oft dazu, dass die Viertel der Sunniten beschossen wurden – wovor Saids Mutter Angst hatte ... Und seitdem nun klar geworden ist, dass die Amerikaner nicht für Ruhe sorgen können, fürchten die Sunniten die Rache der Schiiten und verbarrikadieren sich in ihren Häusern.

Deshalb kann man das Garagentor nur von innen öffnen. Man muss an einer Schnur ziehen, die von der Decke baumelt, dann rollt sich das metallene Tor nach oben und man fährt hinaus in das Tageslicht.

Manchmal ist dies Licht so gleißend, dass man kaum etwas sehen kann. Auch heute ist es so.

Saids Mutter trägt an diesem Morgen eine Sonnenbrille. Sie mochte schon immer große, sehr dunkle Sonnenbrillen, hinter denen fast ihr ganzes Gesicht verschwand. Doch Said weiß, dass es der Mutter schon lange nicht mehr um das Aussehen oder den Schutz der Augen geht.

»So muss ich weniger sehen«, klagt sie auch heute wieder. »Meine Augen wollen das alles hier nicht wahrnehmen.« Und dann spricht sie davon, welch herrliche Stadt Bagdad einmal gewesen sei, wie grün und leuchtend ihr Stadtviertel gewesen war, vor dem Krieg, bevor die Raketen der Amerikaner hier einschlugen.

»Ach, Mama«, stöhnt Said, »das sagst du jedes Mal, wenn du mich fährst.«

Said freut sich auf den Tag, an dem er siebzehn wird und endlich den Führerschein machen kann. Autofahren kann er schon lange. Sein Großvater, der im kurdischen Norden des Landes wohnt, bei der Stadt Kirkuk, hat ihn schon vor einem Jahr ans Steuer seines alten Mercedes gelassen. Viele Jungen fahren im Irak schon mit vierzehn Auto. Achmed und er träumen davon, dass sie sich dann abwechselnd die Wagen ihrer Eltern – Achmeds Vater, ein Händler, fährt einen Toyota-Pick-up – ausleihen und Spritztouren in die anderen Viertel von Bagdad machen können. Zu den Kinos, den großen Plätzen. Irgendwann muss ja einmal der richtige Frieden kommen, wo alle wieder frei fahren können, auch nachts. Jetzt darf Said nicht mal mehr mit dem Fahrrad zur Schule. Seine Mutter findet es zu gefährlich.

Ihr Auto ist ein gelber, alter Ford Mustang. Ein Auto, für das es kaum noch Ersatzteile gibt. Sein Vater fährt einen verbeulten Hyundai. Said fände es schön, wenn seine Eltern sich einen neuen Wagen kaufen würden, einen silbernen Mercedes, das wäre sein Traum. Wenn er davon spricht, lacht sein Vater ihn aus. »Hast du vergessen, in welchem Land du lebst?«, sagt er immer. »Ein neues Auto kaufen, nur damit Verrückte es in die Luft jagen?«

»Hör auf, so was zu sagen«, schimpft Alwa dann und verbietet Saims Vater, weiter so zu reden. »Uns passiert nichts. Wir haben nie einem Menschen Unrecht getan. Ganz im Gegenteil. Denk an die vielen Menschen, denen unsere Familie geholfen hat ...«, und so weiter. Eigentlich hat Alwa recht: Ihr älterer Bruder hatte als Anwalt damals versucht, Menschen, die ohne Grund eingesperrt und gefoltert wurden, aus der Haft herauszubekommen. Manchmal war ihm das gelungen.

Said lümmelt quer auf dem Rücksitz. Verstohlen greift er in seinen Hosenbund. Unter den Jeans trägt er seine Badehose und die sitzt ein bisschen stramm. Seinen Eltern hat er lieber nicht gesagt, was Achmed und er am Nachmittag vorhaben. Angeblich wollen sie in der Schule noch zusammen lernen.

Der Verkehr an diesem Morgen ist lärmend und stinkend wie immer. Wie immer gibt es viel Polizei, dazu viele amerikanische Soldaten, in Panzern, auf Jeeps und als Wachen vor den großen Gebäuden. Überall sind Barrikaden, Sperrungen von Straßen, die besonders vor Selbstmordattentätern geschützt werden sollen, vor Aufständischen, die den Irak vollends ins Chaos stürzen. Die Autofahrer hupen wie wild, blockieren die Einfahrt zum Kreisverkehr, ignorieren komplett die roten Ampeln. Es ist jeden Morgen das Gleiche. Seine Mutter lenkt schweigend und konzentriert den Wagen.

Sie fahren die Kalid-bin-Wahid-Straße hinunter und dann nach links auf den Wathik-Platz. Hier kommt der Verkehr fast zum Erliegen. Said schaut einen Mann an, der seinen Eselskarren zwischen stinkenden Lastwagen um das Rondell in der Platzmitte steuert. Der Mann hat einen weißen Bart und weiße, buschige Augenbrauen. Er ähnelt ein bisschen seinem Großvater. Nur dass er auf dem Kopf die Kaffya trägt, ein kunstvoll geschlungenes weißes Tuch mit roten Bommeln. Auf dem Karren türmt sich eine Pyramide aus halbreifen Tomaten. Der Mann ist auf dem Weg zum Gemüsemarkt.

Vor ihnen fährt ein Stryker. Das ist ein amerikanischer Panzer mit Gummirädern. Mit diesen Fahrzeugen patrouillieren die Amerikaner durch die Stadt.



Polnische Soldaten bewachen die technische Universität. Eine Menschenschlange wartet vor einem Haus mit vergitterten Fenstern; Männer, die sich für einen Job als Polizisten bewerben. Oft schon ist auf solche Menschenschlangen vor Polizeistationen geschossen worden, und deshalb beobachtet Said, während seine Mutter den Wagen durch das Verkehrsgetümmel steuert, die anderen Autos. Er hat schon Wagen gesehen, unscheinbare, staubige, kleine Personenwagen, aus denen der Lauf eines Gewehrs ragte. Er hat Männer gesehen, deren Gesichter mit Palästinensertüchern verhüllt waren, die aus einem fahrenden Wagen geschossen haben. Said hat schon Leichen gesehen, als ein Attentäter mit seinem Sprengsatz auf einem Markt hochgegangen ist. Aber er hat sie nur kurz gesehen, die Toten, nur aus dem Auto heraus, und sein Vater, mit dem er damals zur Schule unterwegs war, ist schnell in eine andere Richtung gefahren, weg von den heulenden Sirenen, den Menschen, die in Panik flüchteten. Said blieb von diesem Bild nur das Gesicht eines kleinen Mädchens, in einem roten, bestickten Kleid, das am Straßenrand saß und fassungslos auf seine blutverschmierten Beine starrte. Ein Fuß fehlte.

Warum ihm dieses Mädchen an diesem Morgen wieder einfällt, kann er nicht sagen. Er sieht das Kind plötzlich vor sich, fast wie leibhaftig.

Sie sind auf der mittleren Fahrspur. Auf einmal ist ein Toyota-Pick-up neben ihnen, und jemand klopft grinsend gegen die Scheibe, macht Gimassen.

»Da ist Achmed«, sagt Said, er lächelt ihm zu, aber er fuchtelte nicht so wild und komisch herum wie sein Freund.

Achmed wird wie immer von seinem Vater zur Schule gebracht.

Früher sind sie, Achmed und Said, mit dem Fahrrad gefahren, dreißig oder vierzig Minuten durch die Stadt, meistens haben sie sich am Parkeingang getroffen und sind quer durch den Park gefahren, unter schattigen Bäumen. Die Bäume gibt es nicht mehr. Sie sind verdorrt, weil niemand mehr sich um Wasser für sie gekümmert hat. Viele der Leitungen Bagdads sind im Krieg zerstört worden und die Reparaturen halten meist nicht lange. Auch die Brunnen der Stadt fließen nicht mehr, nicht ein einziger. All das, was einmal schön an Bagdad war, gibt es nicht mehr. Aber es gibt ja so vieles nicht mehr.

Achmed macht wieder Faxen zu ihnen herüber durch die geschlossene Scheibe.

Said dreht sein Fenster herunter, die heiße Luft und diese Mischung aus Benzingestank, Staub und Fäulnis nimmt ihnen fast den Atem. Seine Mutter vor ihm hustet.

»Mach das Fenster zu, Said!« Alwa presst ein Taschentuch vor den Mund. Said gibt Achmed schnell noch ein Siegeszeichen, dann dreht er das Fenster wieder hoch. Er sieht dem Pick-up nach, der ein Stück weit davonzieht. Auf der Fahrspur rechts neben ihnen, in gleicher Geschwindigkeit, fährt ein grauer Jeep.

Sie sind jetzt auf der Straße, die direkt zu ihrer Schule führt. Es ist ein moderner Komplex mit mehreren Gebäuden, einer Turnhalle, einer Musikschule, einem polytechnischen Institut. Das Institut ist einmal von Saddam Hussein persönlich eingeweiht worden. Früher hing sein Porträt über dem großen Eingangstor. Jetzt gibt es da kein Bild mehr.

Bis Schulbeginn stauen sich immer die Autos vor dem metallenen, riesigen Eingangstor entlang der hohen Mauer, auf der Rollen von Stacheldraht liegen, wie jetzt fast überall auf Einfassungsmauern in Bagdad. Als Schutz vor Attentätern.

Früher standen da Keramiktöpfe, in denen Kakteen wuchsen. Solche, die nur von dem Tau leben, der sich in den heißen Monaten manchmal frühmorgens bildet und die Pflanzen vor dem Verdursten rettet...

Der graue Jeep ist jetzt vor ihnen, ein oder zwei Autos entfernt.

Aus dem Jeep schaut der Fahrer. Er dreht sich zu ihnen um. Er trägt eine Spiegelsonnenbrille. Dann zieht er den Kopf wieder zurück. Langsam fahren sie weiter, stoppen wieder. Ein anderes Auto neben ihnen überholt sie.

Die Schüler springen aus den Wagen, wenn sie kurz vor dem Eingangstor halten, strömen dann in den Hof, in dem nur zwei staubige Palmen ein bisschen Schatten spenden.

Da vorn, vor dem Jeep, ein dunkelgrüner, neuer BMW. So ein Auto hätte Said später auch gern. Wenn ich Arzt bin, vielleicht Chef eines großen Krankenhauses, denkt er, kaufe ich mir als Erstes so ein Auto. Ein Cabrio.

Seine Schule ist ein College nur für Jungen.

Said hätte auch in eine »gemischte Schule« gehen können, aber seine Eltern haben sich für dieses College entschieden, weil hier besonders gute Lehrer arbeiten und weil einer dieser Lehrer, und zwar der für islamische Geschichte, ein Freund von Suids Vater ist.

Said sieht: Ein paar Autos vor dem grauen Jeep springt

sein Freund Achmed gerade auf die Straße, wirft seinen Rucksack – er hat einen Eastpack – lässig über die Schulter und verschwindet durch das große Tor, ohne sich noch einmal zu seinem Vater umzusehen, der ihn gebracht hat.

Said dreht wieder das Fenster runter.

»Hey, Achmed!«, brüllt er. »Ich komme!«

Seine Mutter schaut sich ängstlich um. »Hier willst du schon raus?«

»Ja, klar«, sagt Said.

»Und keinen Kuss?«, bettelt seine Mutter.

Said lacht. »Mama!«

Er wartet, bis der Wagen neben ihnen vorbei ist, dann stößt er noch im Fahren die Tür auf und flitzt vorn um den Kühler herum, umrundet einen Eselskarren, der irgendeine Metallkiste transportiert, hebt einmal kurz die Hand, um seiner Mutter zu winken ... aber seine Augen sind bei Achmed.

»So warte doch!«, brüllt er, indem er die Hände wie einen Trichter vor den Mund hält und läuft ihm nach.

Achmed dreht sich um.

In diesem Augenblick kommt der Knall. Das Bersten und das Beben. Und ein Luftdruck, der mit einer Wucht über sie hinwegfegt wie ein Tornado.

Said sieht, was mit den Menschen geschieht, zuerst in Achmeds Gesicht.

Wie dieses fröhliche Grinsen auf einmal erlischt, wie das Gesicht lang und weiß wird, die Augen groß. Und wie es erstarbt.

Und er sieht auch, wie alle anderen um Achmed herum

eine Drehung machen, eine halbe Drehung um die rechte Schulter, komischerweise alle um die rechte Schulter, und zurückblicken in die Richtung, aus der sie gerade gekommen sind.

Saids Herz schlägt, er denkt, ich warte, bis Achmed wieder lächelt. Aber dann wendet auch er sich um, gegen seinen Willen, sieht dorthin, woher das Bersten und Beben kam, der Knall. Er fürchtet sich. Aber der Druck der Ungewissheit ist stärker als die Angst.

Allah-u-akba, betet er, der sonst nie Lust zum Beten hat.

Den Esel sieht er zuerst. Ein Tier, nein, eine Masse aus Blut und Fell und aufgerissenem Bauch. Die Eingeweide sind verstreut.

Er hört Schreie. Jemand drängt ihn zurück, aber er will nach vorn.

Alles schreit. Sein Kopf platzt fast, weil die Schreie so schrecklich sind, so schrill.

Der gelbe Mustang seiner Mutter ist zerrissen, mitten durch, rechts und links liegen Trümmer verstreut, da, wo seine Mutter gegessen hat, ist alles rot. Er schaut weg.

Und seine Mutter? Seine Mama?

Etwas liegt auf dem Asphalt. Nein. Ich kann nicht. Ich kann nicht hinsehen, denkt er. Er betet. Allah-u-akba. Wie unter einem Zwang dreht er den Kopf.

Er sieht Menschen, die sich jetzt um das zerrissene Auto drängen. Er hört ihre Schreie, sieht, wie einer in ein Handy spricht und ein anderer die Arme in die Luft reißt, er kämpft sich jetzt durch die Menge, von überall her strömen sie zu dem Ort, an dem seine Mutter ...

»Das ist meine Mutter!«, schreit er. »Lasst mich durch!«

Jemand dreht sich um.

Sein Lehrer.

Es ist sein geliebter Lehrer Abdel Satar-al-Janabi, der Freund seines Vaters. Der breitet die Arme aus und stellt sich wie eine Wand vor das, was Said nicht sehen soll.

»Ummi!«, schreit Said. »Ummi!«

»Nein, Said, nein! Geh da nicht hin!« Er brüllt es. »Ich bitte dich. Sieh nicht hin. Komm mit mir!« Er drückt Said an sich, ganz fest, sodass Said's Kopf wie gefangen ist zwischen den verschränkten Armen Abdels und dem grauen Stoff seines Jacketts.

»Nein!«, flüstert Said, »nein, nein.«

Die Tränen schießen aus seinen Augen. Er klammert sich jetzt an Abdel, weil er Angst hat, dass ihm die Beine einfach wegrutschen.

Er hört Polizeisirenen, er hört Männer, die sich Befehle zurufen, hört Soldatenstiefel im Laufschrift, hört Schüsse.

Der Jeep, denkt er, es war der Jeep. Oder der Alte auf dem Eselskarren.

Warum?

Warum?

Langsam spürt er nicht mehr den rauen Stoff des Jacketts an seiner Wange, riecht nicht mehr den Tabak, der aus den Kleidern Abdels steigt, fühlt nicht mehr das Dröhnen in seinem Schädel, schmeckt nicht die Trockenheit in seinem Mund, er rutscht ganz langsam weg, fällt ohnmächtig auf den Boden, in den Staub.

Als Letztes hört er noch seine Mutter, wie sie bettelt:  
»Und keinen Kuss?« Dann nichts mehr.